

JP O'Connell



Hotel Portofino



Roman

DUMONT

JP O'Connell

Hotel
Portofino



Roman

DUMONT

Sommer 1926 an der italienischen Riviera: Das spektakulär schön gelegene Hotel Portofino ist erst seit ein paar Wochen wiedereröffnet. Doch schon jetzt haben die Eigentümer, das britische Upperclass-Ehepaar Bella und Cecil Ainsworth, mit Problemen zu kämpfen: Es fehlt an Geld und Personal. Und spätestens als eine verflossene Liebe von Cecil im Hotel eintrifft, deren Tochter mit Bellas und Cecils Sohn Lucian verheiratet werden soll, wachsen die Spannungen zwischen dem Hotelbesitzerpaar. Lucian, der schwer traumatisiert aus dem Ersten Weltkrieg zurückgekehrt ist, verfolgt unterdessen ganz eigene Pläne. Er liebt die Kunst, das italienische Lebensgefühl – und hat ein Auge auf das Kindermädchen Constance geworfen. Während mehr und mehr illustre Gäste das Hotel bevölkern, darunter eine Tänzerin, ein Kunstkenner, ein erfolgreicher Tennisspieler, entwickelt sich eine Privatfehde zwischen Bella und dem Mussolini zugeneigten Gemeinderat. Als dann auch noch ein wertvolles Gemälde verschwindet, ist alles in Aufruhr ...

›Hotel Portofino‹ erzählt von einem unvergesslichen italienischen Sommer in den wilden Zwanzigern: atmosphärisch, unterhaltend, mit einem Hauch Nostalgie.



JP O'Connell hat viele Jahre als Journalist gearbeitet, u. a. für The Guardian, The Times und Daily Telegraph. Er ist Autor mehrerer Sachbücher, zuletzt erschien ›Bowies Bücher‹ (2020). Er lebt in London. Eva Kemper studierte in Düsseldorf Literaturübersetzen. Zu ihren Übersetzungen zählen Werke von Junoz Díaz, Jarett Kobek, Emma Stonex und Cathy Park Hong.

JP O'Connell

HOTEL PORTOFINO

Roman

Aus dem Englischen
von Eva Kemper

DUMONT

Emily Dickinson ›Dass es nie wiederkehrt [1] wurde zitiert nach: Emily Dickinson ›Sämtliche Gedichte. Zweisprachig‹.
Übersetzt von Gunhild Kübler. Hanser Verlag, München 2015.

Die englische Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel ›Hotel Portofino‹ bei Simon & Schuster, London.

Copyright © THE WRITERS ROOM 2022

Published by Arrangement with SIMON & SCHUSTER UK LTD., LONDON WC1X 8HB, United Kingdom.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.
eBook 2022

© 2022 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung: Eva Kemper

Umschlaggestaltung: Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Umschlagabbildung: Stefanie Naumann

Satz: Angelika Kudella, Köln

eBook-Konvertierung: CPI books GmbH, Leck

ISBN eBook 978-3-8321-8242-7

www.dumont-buchverlag.de

EINS

Es war wirklich befriedigend, dachte Bella, die Zimmer für die Gäste herzurichten. Nach einiger Diskussion mit Cecil hatte sie entschieden, die Drummond-Wards in der Epsom Suite unterzubringen. Die Zimmer boten nicht nur einen schönen Meeresblick, sie waren auch hell und luftig, mit einem Bett aus solidem Mahagoni und Tapeten mit einem zarten, unaufdringlichen Blütenmuster.

Von zu geschäftigen Mustern hielt sie nichts. Man war leicht versucht, innezuhalten und sie ausgiebig zu betrachten, um ihr Zusammenspiel aus Linien und Formen zu verstehen. Aber manchmal war es – im Leben ebenso wie beim Interieur – besser, Muster blieben unbemerkt.

Bella hatte ohnehin keine Zeit innezuhalten. Sie war viel zu beschäftigt.

Sie ging hinüber zu Francesco und Billy, die sich abmühten, eine Matratze zu wenden.

»Du bist doch ein starker Bursche«, sagte sie zu Billy. Er hatte einen hochroten Kopf und ächzte. »Versuch es noch mal.«

»Aber es ist so schwer, Mrs Ainsworth!«

»Das ist Pferdehaar«, erklärte Bella. »Deshalb schläft man so bequem darauf.«

»Da ist auch Metall drin. Das fühle ich.«

»Das sind Federn, Billy.«

Während Billy noch ungläubig den Kopf schüttelte, eilte Paola mit einem Stapel frisch gebügelter Bettwäsche herein. Die Laken waren aus London gekommen – von niemand Geringerem als Heal's aus der Tottenham Court Road. Sicher, der British Store in Bordighera verkaufte neben typischen Produkten wie Gordon's Gin und Keksen von Huntley & Palmer auch Bettwäsche. Viele Briten vor Ort kauften gern dort ein.

Aber für das Hotel Portofino war nur das Beste gut genug.

Und das bedeutete weiche, mit dickem Faden gewebte Baumwolle. Bettlaken, die schnackten, wenn man sie von der Wäscheleine zog.

Als die Matratze ordnungsgemäß gewendet war, trollte Billy sich in die Küche, um seiner Mutter zu helfen. Paola bezog das Bett, und Francesco stellte eine Vase mit violett schimmernden Iris auf einen Beistelltisch.

Die Bäder bestückte Bella gern selbst. Im Hotel Portofino gehörte zu den besseren Suiten ein eigenes Bad. Sie und Cecil hatten in moderne Warmwassertechnik investiert. Heutzutage erwarteten die Leute, ein Bad nehmen zu können – ohne Dienerschaft in der Nähe, die umständlich immer wieder Holz in den Ofen legen musste. Auch bargen die alten Anlagen zum Teil echte Gefahren. Jeder kannte die Geschichte von dem explodierten Badeofen im Castello Brown. Ein unseliger englischer Tourist hatte ihn im falschen Moment ausgestellt, und – nun ja – drei Monate später wurde immer noch renoviert.

Mit leisen Schritten überquerte Bella die glänzenden Mosaikfliesen, legte ein frisches weißes Handtuch neben das Waschbecken und stellte eine Duftkerze auf einen Sims neben der großen Badewanne mit den Klauenfüßen. Die letzten Bewohner der Suite – ein älteres Paar aus Guildford, furchtbare Nörgler alle beide – hatten einen unangenehmen Geruch beklagt. Bella hatte nichts feststellen können, aber bei den Drummond-Wards wollte sie kein Risiko eingehen.

Als sie das Bad verließ, stand Paola neben dem fertig bezogenen Bett und wartete auf Bellas Urteil. Paola war eine Kriegswitwe aus dem Dorf. Sie hatte große dunkle Augen und rabenschwarze schimmernde Haare, die sich zurückgebunden im Nacken lockten. Sie war ebenso hübsch wie verlässlich. In letzter Zeit war Bella allerdings eine Veränderung aufgefallen. Eine ungewohnte Wachsamkeit kombiniert mit etwas eher Urwüchsigem, etwas, das ahnen ließ, dass sie ein Geheimnis hatte. Es war schwer zu beschreiben, aber Paola kam Bella vor wie eine Katze, die wusste, dass ein Schälchen Sahne auf sie wartete.

Die Tagesdecke musste nur eine Winzigkeit zurechtgezupft werden. Bella trat einen Schritt zurück, begutachtete die Arbeit des Zimmermädchens und nickte anerkennend.

»Eccellente«, sagte sie lächelnd. Paola erwiderte das Lächeln, wick dem durchdringenden Blick ihrer Arbeitgeberin aber aus.

Warum mache ich mir Sorgen?, fragte Bella sich. *Warum kann ich nicht einfach entspannt sein?*

Die Antwort lag auf der Hand, wenn sie darüber nachdachte. In diesem Sommer stand viel auf dem Spiel. Nicht nur die Zukunft des Hotels, sondern auch Lucians Zukunft und – es fiel ihr schwer, es zuzugeben, aber es blieb ihr nichts anderes übrig – ihre Ehe mit Cecil. Manchmal erschien es Bella, als würde sie am seidenen Faden hängen. Wenigstens mit ihren Angestellten hatte sie Glück.

Betty, ihre Köchin, und ihr Sohn Billy waren schon in London und davor in Yorkshire bei ihnen gewesen. Sie waren wie Familie, und Bella vertraute ihnen blind, aber in dieser neuen, fremden Welt mussten sie sich weiß Gott erst noch zurechtfinden. Was Constance betraf, Lotties neue Nanny, die Betty empfohlen hatte, hegte Bella große Hoffnungen.

Paola war dagegen immer noch eine unbekannte Größe. Nach einer Stunde mit ihr fragte Bella sich, ob sie die Italiener jemals verstehen würde. Dabei wollte sie es doch so gern.

Italien hatte Bella schon als Kind fasziniert. Im Internat hatte sie Kopien berühmter italienischer Gemälde über ihr Bett gehängt und musste ihre Wut mühsam unterdrücken, als sie auf Geheiß der Nonnen, die die Schule leiteten, Botticellis *Die Geburt der Venus* wegen Obszönität abnehmen musste. Für Bella verkörperte Italien alles Wahre, Schöne und Gute. Wie ein Leuchtfeuer auf einer hohen Landzunge sandte es strahlendes mediterranes Licht aus, das die Düsternis des feuchtkalten, nebeligen Londons durchdrang.

Cecil mochte Italien auch. Zumindest sagte er das. Aber es war Bellas Idee gewesen, ihre Flitterwochen in Portofino zu verbringen.

Jetzt seufzte sie, als sie an diese sorglose Zeit zurückdachte. Kaum zu glauben, dass die Tochter, die sie in diesem Urlaub gezeugt hatten, jetzt Witwe war und ihr Sohn ein verwundeter Veteran nach dem schlimmsten Krieg seit Menschengedenken. Noch unglaublicher, dass es 1926 war und sie achtundvierzig Jahre alt.

Die Zeit war wie ein Schatten vorbeigehuscht.

Und das war nicht alles, was sie verloren hatte. Aber diesen Gedanken schob sie von sich, so weit sie konnte.

Beinahe unvorstellbar erschien ihr, dass Cecil und sie einmal jung und verliebt gewesen waren, aber es stimmte; sie hatten milde, verführerische Nächte lang aufs glitzernde Wasser gestarrt, bevor sie nackt bei Paraggi in der Bucht geschwommen waren, während über den Bergen die Sonne aufging.

Bei dieser ersten Reise nach Portofino hatten sie sich in stillen mondbeschienenen Gassen innig geküsst, so viel Neues gespürt, so viel Neues geschmeckt – salzigen, kräftigen Prosciutto zum Beispiel und Feigen, so frisch, dass sie auf der Zunge zerplatzten.

Wenn Cecil im Hotel Tennis spielte, zog Bella allein los und folgte alten Maultierpfaden zu Bergbauernhöfen und Olivenhainen. Sie spähte durch verschlossene Tore in Gärten voll üppiger Blumen und fragte sich, wer dort wohnen mochte – und ob sie selbst jemals so wohnen würde. Sie sah den Spitzenklöpplerinnen auf dem Marktplatz zu, danach legte sie sich auf die warmen Felsen und tankte Sonne, während Eidechsen über ihre nackten Beine flitzten.

Damals waren die Sitten noch strenger, eine Frau allein unterwegs erntete Gegrummel und missbilligende Blicke. Aber davon ließ Bella sich nicht aufhalten. Warum sollte sie auch? Sie war eine dieser neuen Frauen, von denen sie in Romanen las, und sie konnte eine neue Wirklichkeit erahnen.

Einmal stieg sie die Anhöhe neben dem Hafen hinauf zur Kirche San Martino, deren gestreifte Fassade sie gelockt hatte. Abgesehen von einer alten Frau in Schwarz mit einem gehäkelten Kopftuch war sie allein dort. Als ihr der Weihrauchduft in die Nase stieg, steckte sie die Finger ins Weihwasser tauchte und sich bekreuzigte – obwohl sie nicht katholisch war, erschien es ihr richtig –, kam es ihr vor, als würde sie eine Rolle spielen und gleichzeitig Teil von etwas sein. Es war wie eine Erleuchtung, eine Erfahrung, die sie abspeichern und von der sie später zehren konnte.

Im Leben hing so vieles von Ritualen und dem richtigen Auftritt ab, vor allem jetzt, da sie ein Hotel leitete und die Direktorin und die Concierge

gleichzeitig spielte. Es wäre ihr lächerlich erschienen, ihre Arbeit als Berufung zu bezeichnen, aber sie empfand sie als zutiefst sinnvoll. Und sie war gut, das wusste sie. Umso mehr schmerzte die Erinnerung, wie skeptisch Cecil anfangs auf ihre Idee reagiert hatte.

»Ein Hotel eröffnen? An der italienischen Riviera?« Sie waren im Wohnzimmer ihres hohen, schmalen Hauses in Kensington gewesen, Cecil hatte sich gerade Single Malt nachgeschenkt. »Was in aller Welt sollte uns dazu treiben?«

Er wusste genau, wie er ihr den Wind aus den Segeln nehmen konnte. Aber in diesem Fall hatte sie nicht klein beigegeben.

»Es wäre ein Abenteuer«, sagte sie munter. »Ein Neuanfang. Eine Möglichkeit, den Krieg und all das Schreckliche, das er unserer Familie angetan hat, zu vergessen.«

»Ein Hotel zu führen ist Plackerei. Überleg nur mal, um wie viel unsinniges Zeug man sich kümmern muss. Die richtigen Stühle für die Terrasse kaufen. Ausflüge in Museen organisieren. Das ist so ...«

»Mittelklasse? Gewöhnlich?«

»Na ja, schon. Ganz zu schweigen von ...«, Cecil verzog die Lippen, als er nach dem *mot juste* suchte, »prosaisch. Was nicht schlimm wäre, aber du, Bellakins, bist niemals prosaisch. Deshalb habe ich dich geheiratet. Nun ja, unter anderem deshalb.« Seufzend ließ er sich in seinen Lieblingssessel sinken. »Außerdem gibt es heutzutage zu viel Konkurrenz. Jedenfalls, wenn du Touristen der besseren Sorte anlocken willst.«

Das konnte sie nicht abstreiten. Jedes Jahr im November trat die britische Oberschicht ihre Wanderung in wärmere Gefilde an, wo sie bis zum Ende des Winters blieb. Einige bevorzugten Cannes, andere schworen auf den Lido di Venezia oder die gesundheitlichen Vorzüge von Baden-Baden. Wenn die Hitze an der französischen Riviera unerträglich wurde, galt Biarritz als herrlicher Zufluchtsort.

Die italienische Riviera war dagegen noch relativ unentdeckt. Natürlich gab es hier eine britische Kolonie – wo auf der Welt nicht? –, und die größeren Hotels lockten sogar mit Tennisplätzen und Swimmingpools.

Aber auf dieses Publikum setzte Bella nicht ihre Hoffnungen.

»Ich stelle es mir als Sommerhotel vor«, sagte sie. »Nicht als Sammelpunkt für die Zugvögel der besseren Gesellschaft.«

Cecil gab sich entsetzt. »Aber, aber! Umgekehrter Snobismus ist auch kein feiner Zug.«

»Ich bin kein Snob, weder umgekehrt noch sonst wie.« Bella bemühte sich, nicht wütend zu klingen. »Ich möchte nur, dass es interessante Menschen anspricht. Menschen, mit denen ich mich gern unterhalten würde.«

»Künstler zum Beispiel.«

»Ja.«

»Und Schriftsteller.«

»Das hoffe ich doch.«

»Menschen mit *radikalen Ansichten*.« Cecils spöttischer Ton war nicht zu überhören.

»Nicht unbedingt.«

»Menschen, die nicht so vornehm tun wie ich.«

Jetzt riss Bella der Geduldsfaden. »Werde nicht albern.«

»Oder so arm sind wie ich. Und finanziert wird das Projekt von deinem Vater, vermute ich.«

»Er hilft uns bestimmt mit Freude aus.«

Cecil hob spöttisch sein Glas. »Dann ein Toast – auf seine großzügige Majestät.«

Mit den Jahren hatte Bella sich angewöhnt, Cecils Sarkasmus zu ignorieren, weil sie wusste, dass er damit seine Unsicherheit überspielte. Es war zermürend. Daher band sie ihn jetzt ganz bewusst mit ein und animierte ihn dazu, in Zeitungen und Zeitschriften nach Immobilienannoncen Ausschau zu halten, während sie stapelweise Maklerbroschüren durchging. Das sollte ihm das Gefühl geben, er sei Teil des Plans. Außerdem konnte er erstaunlich einfallsreich und sogar findig sein, wenn er nur wollte.

An der Riviera wurden zahlreiche Häuser angeboten, trotzdem fand sich in den Broschüren nichts Passendes. Die Immobilien waren entweder zu groß oder zu klein oder in den bekannteren, aber zu stark erschlossenen

Urlaubsorten wie Santa Margherita und Rapallo, während Bellas Herz an Portofino mit seiner intimeren Atmosphäre hing.

Sie suchten bereits seit Monaten und waren kurz davor aufzugeben, als Cecil an einem Winterabend beiläufig die aktuelle *Times* unter seinem Arm hervorzog und Bella auf eine Annonce hinwies, die er in seiner geliebten burgunderroten Tinte eingekreist hatte:

Historische Villa in Portofino, elegantes Anwesen mit reizvollem Meeresblick. Strand- und stadtnah. Hervorragend als »pensione« geeignet. Nur ernsthafte Anfragen an: 12 Grosvenor Square, Mayfair.

Drei Tage später fanden sie sich in Italien wieder, ganz aufgekratzt, aber auch nervös aus Sorge, nach all den Mühen – Seekrankheit und verpasste Anschlüsse hatten die Reise zu einem Albtraum gemacht – könnte das Haus sie enttäuschen. Vielleicht würde es in Wirklichkeit nicht so aussehen wie auf den Fotos, die der Verkäufer, ein älterer viktorianischer Herr, der durchdringend nach Talkumpuder roch, ihnen beim Tee gezeigt hatte.

Eine geschotterte Zufahrt gesäumt von Palmen führte zu einer großen blassgelben Villa mit einem gedrungenen Turm wie bei einem Bauernhaus aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Ein unerwarteter Hauch von Toskana, bemerkte Cecil. Es war schön, so wunderschön! Erleichterung durchströmte Bellas Körper wie Opium. Sie würde nie die eindrucksvolle Stille vergessen, als die schwere Eichentür aufschwang und sie zum ersten Mal die kühle marmorne Eingangshalle betraten.

Vi piacerà, vedrete, hatte der Agent behauptet. Es wird Ihnen gefallen.

Und jetzt waren sie hier!

Bella hörte, wie eine Tür zum Flur geöffnet wurde und ein Mann sich räusperte. Lucians Freund Nish, kurz für Anish. Er war schon seit ein paar Wochen hier – eine sanfte, gelehrte Seele, die nach dem Krieg Lucians Leben gerettet hatte, kein Zweifel.

Als Bella die Treppe hinunterging, drangen andere Geräusche zu ihr: laute Frauenstimmen, wütend oder zumindest verstimmt. Alice stürmte aus der Küche und stieß am Fuß der Treppe fast mit ihrer Mutter zusammen. Sie wirkte aufgewühlt.

»Betty schon wieder«, rief sie. »Sie regt sich furchtbar auf. Hilfst du mir, sie zu beruhigen?«

Die beiden Frauen gingen in die Küche, wo eine Fülle von Kupfertöpfen im Sonnenlicht schimmerte, das durch die offene Hoftür strömte. Der Duft des Brots im Backofen stieg Bella verführerisch in die Nase. An diesem Morgen war sie zu sehr in Gedanken gewesen, um zu frühstücken.

Betty stand am Herd, das gerötete Gesicht zu einer Grimasse verzogen. Bella ging zu ihr und fragte: »Was ist los, was haben Sie?«

»Nichts, Mrs Ainsworth. Ich schaffe das schon.«

»Was schaffen Sie schon?«

Ohne sich umzudrehen, deutete Betty auf das große Stück Rindfleisch, das hinter ihr auf dem Tisch lag. »So ein Stück habe ich noch nie gebraten.«

»Es ist doch Rindfleisch, oder?« Bella winkte Alice heran. Beide begutachteten das Fleischstück näher.

»Ja, sicher. *Italienisches* Rindfleisch.«

»Und mit italienischem Rindfleisch stimmt etwas nicht?«

»Es hat kein Fett«, sagte Betty nüchtern.

Alice schaltete sich ein. »Und das ... ist nicht gut?«

Betty starrte sie an, als wäre Alice verrückt. »Da habe ich keinen Bratensaft! Für den Yorkshire Pudding! Oder die Kartoffeln! Wo wir gerade dabei sind, solche haben Sie noch nie gesehen.« Mit spitzen Fingern nahm sie eine Kartoffel aus einem Kochtopf und hielt sie hoch. »Wächserne kleine Knubbel. Gar keine richtigen Knollen.«

»Sie bekommen sie bestimmt wunderbar hin«, sagte Alice. »Das machen Sie doch immer, Betty.«

»Ich gebe mein Bestes, Mrs Mays-Smith.«

Alice ließ Bella mit Betty allein. Nicht zum ersten Mal bemerkte Bella, dass die ältere Frau überfordert war, und spürte dabei ihr schlechtes Gewissen. Es war nicht einfach gewesen, Betty davon zu überzeugen, in London ihre Zelte abzurechen und den Ainsworths nach Italien zu folgen, vor allem weil sie erst ein paar Jahre zuvor aus Yorkshire dorthin gezogen war. Betty war davor nie ins Ausland gereist, und selbst London hielt sie für gefährliches fremdes Pflaster.

In ihrem ganzen Leben war sie noch nie ein so großes, kühnes Wagnis eingegangen wie diesen Umzug, und Bella hatte Betty dafür mit Lob überschüttet. Manchmal sorgte sie sich allerdings, dass sie mit ihren Ermutigungen Druck aufbaute. Und das wollte sie nicht. Sie wollte liebenswürdig sein, vor allem jemandem wie Betty gegenüber.

Wie so viele Menschen hatte Betty immer noch nicht den Krieg verwunden. Sie hatte zwei Söhne an der Westfront verloren. Zwei Söhne! Billy war ihr geblieben, aber wie musste es für sie sein, wenn ihr Blick auf Lucian fiel? Jeden Tag musste es sich anfühlen, als würde ein Glassplitter in ihrem Fuß stecken.

Ihr den Reiz Italiens zu beschreiben war schwierig gewesen, auch wenn er für Bella offensichtlich war. Sie zeigte Betty Postkarten, die sie von ihrer Hochzeitsreise mitgebracht hatte. Von Hand teilkoloriert, voller Erinnerungen an Sonne und Glück. Die Strategie schien zu funktionieren – sie beruhigte Betty, dass Italien ein zivilisiertes Land war, ein sicherer Ort für sie und ihren vaterlosen Sohn, auch wenn die Nachrichten manchmal ein anderes Bild zeichneten.

»Wie sieht es mit dem Essen aus?«, hatte Betty misstrauisch gefragt.

Bella hatte aus ihrer Tasche ein Buch hervorgeholt. Mit ihrer mollen Hand hatte Betty über den weichen grünen Stoffeinband gestrichen und dann mit zusammengekniffenen Augen den Titel gelesen: »*Von der Wissenschaft des Kochens und der Kunst des Genießens* von Pellegrino Artusi.«

»Darin steht alles, was Sie wissen müssen«, hatte Bella gesagt. »Niemand schreibt besser über italienisches Essen als dieser Mann.«

Betty hatte gelächelt. Sie war zurecht stolz darauf, lesen zu können. »Ich werde mich jeden Abend damit hinsetzen.«

Bettys erste Versuche konnte man nicht als kulinarische Glanzleistungen bezeichnen. Besonders denkwürdig war ihre Version einer Minestrone, allerdings aus ganz falschen Gründen.

»Was in aller Welt ist das?«, fragte Cecil und rührte in dem matschigen Gemüse.

Vorsichtig kostete Bella die Suppe. Die Minestrone war so scharf, dass Bella sich überrascht die Serviette vorhielt, um ein Husten zu unterdrücken. »Ich glaube, sie hat Bärlauch genommen. Eine ganze Menge. Na ja. Das ist nicht schlimm.« Sie legte ihren Löffel beiseite. »Wir müssen sie ermutigen, Cecil. Außerdem wird sie nicht jeden Tag italienisch kochen. Viele unserer Gäste essen sicher lieber Pasteten mit Rindfleisch und Nieren.«

Schon nach ein paar Wochen hatte sich viel verändert. Betty war eine fleißige und fähige Köchin. Und ihr Sohn Billy war zu einem beeindruckenden, vertrauenswürdigen jungen Mann herangewachsen, der einen hervorragenden Hoteldiener abgeben würde. Bald wollte Bella ihm das Kellnern beibringen – die hohe Kunst des aufmerksamen Belauerns.

Jetzt drückte Bella sanft Bettys Schulter. »Sie machen das wunderbar. Das Essen, das Sie zaubern. Es ist himmlisch.«

Betty errötete vor Freude. »Das ist sehr nett von Ihnen, Mrs Ainsworth.«

»Und Billy hilft Ihnen, oder?«

Betty nickte. »Ich habe ihn losgeschickt, um Sahne für den Zitronenpudding zu holen.«

»Das ist gut. Und vergessen Sie nicht, dass Sie bald auch Constance hier haben. Sie wird Ihnen in der Küche zur Hand gehen können, wenn sie nicht auf Lottie aufpasst.«

Als sie das hörte, drehte Betty sich zu Bella um und erstarrte. »Welchen Tag haben wir heute?«

»Donnerstag.«

»O nein ...« Die Köchin schlug sich eine Hand vor den Mund.

»Was ist los, Betty?«

»Es ist heute. Constance kommt *heute* an. Mit dem Zug aus Genua.«

»Das ist doch der Zug, den Lucian abpassen will. Der Zug mit den Drummond-Wards.«

»Oh, Mrs Ainsworth.« Betty wirkte den Tränen nah. »Und Sie haben mir vertraut, dass ich alles vorbereite. Weil Constance eine Freundin der Familie ist ...«

»Keine Panik, Betty. Vielleicht ist Lucian noch nicht losgefahren. Dann kann er Constance gleich mitbringen.«

Sie bemühte sich, zuversichtlich und munter zu klingen. Allerdings war die Situation alles andere als ideal. Nach dem, was Bella über Julia Drummond-Ward gehört hatte, würde sie es nicht gut annehmen, wenn sie die Kutsche mit einer Bediensteten teilen musste. Außerdem war Lucian mit ziemlicher Sicherheit längst unterwegs zum Bahnhof Mezzago. Bella hatte mit ihm gesprochen, als er darauf gewartet hatte, dass Francesco die Pferde einspannte.

Eilig lief Bella ins Foyer und rief Lucians Namen, ohne wirklich eine Antwort zu erwarten. Ihre Stimme hallte noch von den Wänden wider, als Nish aus der Bibliothek kam.

»Er ist nicht hier, Mrs Ainsworth. Er ist vor einer Stunde aufgebrochen. Er wollte auf keinen Fall zu spät kommen, um Rose abzuholen.«

»Und ihre Mutter«, erinnerte Bella ihn.

»Natürlich. Sie auch.« Nish lächelte. »Kann ich bei irgendetwas helfen?«

»Nein, nein«, winkte Bella ab. »Entspannen Sie sich, ruhen Sie sich aus. Sie sind unser Gast hier.«

»Aber diese Woche ist wichtig für das Hotel. Und für Sie.«

Das ließ sich nicht abstreiten. Montag waren die ersten Gäste eingetroffen – erst Lady Latchmere und ihre Großnichte Melissa, dann Graf Albani und sein Sohn Roberto. Am Wochenende würde das Hotel voll belegt sein.

Über die Buchung des Grafen hatte Bella sich besonders gefreut. Damit hatte er der breiten Öffentlichkeit signalisiert, dass auch Italiener das Hotel Portofino besuchten. Cecil jedoch war nicht überzeugt davon, dass sie dieses Signal ausstrahlen sollten.

Wo in aller Welt war er jetzt? In letzter Zeit flog er immer öfter und ohne Ankündigung aus. Würde er zurückkommen, bevor die Drummond-Wards eintrafen? Bei ihrer ersten Begegnung mit Julia wollte Bella nicht allein sein. Sie kannte Julias und Cecils Vorgeschichte. Und sie empfand dieser Frau gegenüber starke, komplizierte Gefühle. Neugier, Neid – sogar Angst. Wofür war ein Ehemann gut, wenn er ihr in einer solchen Situation keinen Rückhalt bot?

»Geht es Ihnen gut, Mrs Ainsworth?« Nish riss Bella aus ihren Gedanken.

»Ich mache mir nur Sorgen wegen Constance«, sagte sie. »Dem neuen Kindermädchen. Sie kommt offenbar mit dem Zug der Drummond-Wards. Aber jetzt können wir nichts mehr ausrichten. Sie muss allein hierherfinden.«

»Das schafft sie bestimmt«, sagte Nish. »Als ich in Mezzago ankam, hat es vor eifrigen Taxifahrern nur so gewimmelt.«

Bella lachte. »Warum beruhigt mich das jetzt nicht?«



Mit aufgepflanztem Bajonett stellte Lucian einen Fuß fest auf den Schützenauftritt, den anderen auf die wackelige Leiter an der Grabenwand. Er lehnte den Kopf gegen die oberste Sprosse, schloss die Augen und flüsterte ein Gebet.

Hörte Gott zu? Er sah nicht viel, was dafür sprach.

Die Dämmerung zog schwer heran, sie verschmolz Himmel und Erde zu einer formlosen grauen Masse. Eiskalter Regen traf Lucians Gesicht wie Nadelstiche. Seine Hände und Füße waren verfroren, aber an seinem Rücken lief trotzdem Schweiß herab. Um ihn herum donnerten die Waffen. Wann hatte es zum letzten Mal eine Pause von diesem Getöse gegeben? Lucian hielt es nicht mehr nach. Er hatte sich an diese Welt der kalten, beklemmenden Angst gewöhnt.

Vielleicht war ein Teil von ihm schon seit Langem daran gewöhnt. In der Schule hatte Lucian eine Bewältigungsstrategie für die Momente perfektioniert, wenn er wieder einmal für irgendein banales Vergehen Schläge mit dem Rohrstock bekam. Er hatte sich so tief in sich zurückgezogen, dass er die Schmerzen nicht mehr gespürt hatte.

Jetzt versuchte er es mit derselben Taktik, er konzentrierte sich auf seine Atmung und den Puls, der in seinen Ohren pochte. Aber das ferne Dröhnen der Haubitzen, das Heulen und die Einschläge der Granaten konnte er nicht ignorieren. Jede verstreichende Sekunde erschien wie eine Ewigkeit.

Und dann kam es – das geisterhafte Pfeifen die Reihe entlang. Der barsche Befehl, sich bereitzuhalten. Lucian stützte sich an der lehmigen Grabenwand ab. Vollkommen durchgefroren. Wenn eine Granate explodierte, flogen winzige Stückchen hart wie Mauersplitter herum.

Plötzlich gellte ein Pfeifen in sein linkes Ohr. Es war klar, was das bedeutete. Er war an der Reihe. An der Reihe, seine Pflicht zu tun und aus dem Graben zu klettern ...

Lucian riss die Augen auf, der Anblick war unerwartet: ein untersetzter Mann mit Schnurrbart, roter Schirmmütze und langem Mantel mit Messingknöpfen. Er beugte sich zu Lucian vor und rief auf Italienisch: »*Signore! Il treno da Nervi sta arrivando!*« Dann trat er behutsam zurück.

Mit hämmerndem Herzen setzte Lucian sich auf.

Es war wieder passiert. Er musste eingeschlafen sein. Wie so oft hatte er von Cambrai geträumt. Furchtbare Träume, die ihn zurück an die Front versetzten.

Wieder ertönte dieses Geräusch, Lucian zuckte zusammen und klammerte sich an seinen Stuhl. Wo war er? Sein Blick huschte nervös umher, aber er beruhigte sich, als er die Terrakottafliesen sah, die bunten Plakate und die Sonne, die durch die Fenster strömte.

Natürlich.

Der Warteraum am Bahnhof Mezzago. Die Panik ebte ab.

Der wuchtige Bahnhofsvorsteher füllte den Türrahmen aus. Er nahm die Pfeife aus dem Mund, blickte zu Lucian hinüber und deutete mit dem Daumen auf den stehenden Zug. Lucian stand auf und folgte ihm auf den Bahnsteig. Es war unheimlich, wie sehr dieser Mann Lucians früherem Sergeant-Major ähnelte. Andererseits schienen diese Geister überall aufzutauchen.

Mit einem Schritt in die Hitze zu treten war ein wunderbares, belebendes Gefühl. Er atmete tief ein und roch Jasmin und heißen Asphalt. Auf dem Bahnsteig herrschte ein Durcheinander von Fahrgästen und Gepäckträgern, Dampf und Stimmen. Lucian schlängelte sich durch die Menge bis zum Abteil der ersten Klasse.

Er sollte Julia Drummond-Ward, eine alte Freundin seines Vaters, und ihre Tochter abholen. Alte Freundin ... Lucian wusste, was das bedeutete, auch wenn darüber offiziell nicht gesprochen wurde.

»Habe ich Mrs Drummond-Ward schon einmal gesehen?«, hatte er seine Mutter gefragt.

»Nur ein Mal, als du klein warst.«

»Wie soll ich sie dann erkennen?«

Sie hatte hintergründig gelächelt. »Ich vermute, dass es wenig Gelegenheit für eine Verwechslung geben wird. Aber wenn es dich beruhigt, hat dein Vater sicher noch irgendwo ein altes Foto verwahrt.«

So schmal hatte Lucian den Bahnsteig nicht in Erinnerung gehabt. Eine große Gruppe drängte näher und versperrte ihm die Sicht. Es dauerte einen Moment, bis die Menge sich lichtete, aber dann entdeckte Lucian ein Stück entfernt eine stattliche Frau, die er sofort und ohne Frage erkannte.

Mrs Julia Drummond-Ward.

Sie war auf den Bahnsteig heruntergestiegen, klammerte sich an einen Sonnenschirm und bemühte sich um ein gefasstes Auftreten. »*Scusi!*«

Mit schnellen Schritten eilte Lucian zu ihr und streckte ihr die Hand entgegen. Sie ergriff sie nicht. Stattdessen ließ sie ihren Blick von seinem gebräunten Gesicht zu seinem kragenlosen weißen Hemd und den aufgekrempelten Ärmeln gleiten.

»Meine Tochter«, sagte sie mit einer Geste Richtung Zug.

Und dann sah Lucian zum ersten Mal Rose: An der Tür des Abteils schickte sie sich an auszusteigen. Sie trug ein langärmliges Spitzenkleid mit einem Taillenband, das ihre schmale Mitte betonte. Ein breitkrepiger Strohhut hatte Mühe, ihre kastanienbraunen Locken zu bändigen. Wenn sie von der Reise ein wenig erschöpft wirkte, tat das ihrer außergewöhnlichen natürlichen Schönheit keinen Abbruch. Es unterstrich sie sogar – ließ sie noch natürlicher wirken, falls das überhaupt möglich war.

Rose bemerkte Lucians Blick und erwiderte sein Lächeln. Ihm wurden die Knie weich. Er fühlte sich schüchtern und – ganz untypisch für ihn – unzulänglich.

Die ältere Frau hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. Sie sagte abrupt: »*Nostri bagagli*«, und zeigte auf den Gepäckwagen. Dann sagte sie genauso laut, aber langsamer, als würde sie mit einem Kind sprechen: »Unser Gepäck. Es sind acht Koffer.« Sie hielt sechs Finger und zwei Daumen hoch. »*Otto*.«

Lucian hielt ein Lachen zurück, als ihm die Wahrheit dämmerte. Mrs Drummond-Ward hatte keine Ahnung, wer er war. Verständlich, mit seiner Arbeiterbräune und den pechschwarzen Haaren wirkte er wirklich südländisch, wie sie es wahrscheinlich genannt hätte.

Wenn sie ihn also für einen Italiener hielt, würde er den Italiener geben. Er verbeugte sich leicht. »Signora.«

»Und verlieren Sie nichts!«

Er neigte den Kopf. »Nein, Signora.«

Lucian machte auf dem Absatz kehrt und marschierte zum Gepäckabteil. Erleichtert sah er, dass die Koffer der Damen schon auf dem Bahnsteig aufgestapelt waren, und überwachte, wie sie auf einen Gepäckwagen geladen wurden. Er blieb dicht bei dem Gepäckträger, als sie durch den Bahnhof und hinaus auf die Piazzetta gingen.

Mehrere Mietdroschker buhlten um Fahrgäste. Nachdem Lucian einen annehmbaren Preis vereinbart hatte, lud er die meisten Koffer der Damen in die vertrauenerweckendste der leichten Kutschen. Das restliche Gepäck würde mit den Drummond-Wards im Gefährt des Hotels Portofino reisen, das Lucian selbst instand gesetzt und in seiner inoffiziellen Rolle als Hotelkutscher nach Mezzago gelenkt hatte.

Lucian kehrte zu den wartenden Frauen zurück. Er merkte, dass er ein wenig anders ging als sonst – ungefähr so, wie er es sich bei einem italienischen Bauern vorstellte. Sorglos und stolz, so gut er es mit seinem zerschundenen Körper hinbekam.

Sie hatten unter einer Markise Schatten gefunden. Trotzdem machte Mrs Drummond-Ward ein finsternes Gesicht und fächelte sich Luft zu. Ihr Wollkleid war für dieses Wetter viel zu warm. Rose schien es weniger auszumachen. Sie bestaunte ihre neue Umgebung. Große Güte, war sie

schön. Eine Frau wie sie hatte Lucian noch nie gesehen – nicht von Nahem und leibhaftig. Sie sah aus wie ein Filmstar aus einer Zeitschrift.

Lucian hätte zu gern etwas gesagt – er wollte das alberne Spiel beenden, das er begonnen hatte. Nur wusste er nicht recht, wie er es anstellen sollte, ohne die Frauen zu brüskieren. Außerdem musste er zugeben, dass es amüsant wäre zu sehen, ob er das Spiel durchhalten und vielleicht sogar gewinnen konnte, denn es war zweifellos ein Wettstreit. Nicht zwischen Lucian und Rose – nichts konnte gegen sie bestehen –, aber zwischen ihm und ihrer stolzen, mürrischen Mutter.

Fünf Minuten später hatte Lucian das Paar in die Kutsche verfrachtet. Mrs Drummond-Ward hatte der harten Sitze wegen ein ziemliches Aufheben gemacht, aber bald beruhigte sie sich, und nachdem sie es sich bequem gemacht hatte, redete sie in einem fort.

Über Kopfsteinpflaster fuhren sie zur Küstenstraße. Lucian war auf seinem Platz vorn ständig versucht, sich umzudrehen und mit seinen Fahrgästen zu plaudern, wie es ein örtlicher Fahrer tun würde. *Ecco la famosa chiesa! Attenta al vestito, per favore ...* Dabei könnte er auch einen Blick auf die himmlische Rose erhaschen. Aber er sprach nur rudimentär Italienisch, und Mrs Drummond-Ward ließ sich ohnehin nicht ablenken.

Sie redete und redete. Trat in dem hochnäsigen Geschwätz doch einmal eine Pause auf, und Rose warf nicht schnell genug etwas ein, sagte ihre Mutter: »Hör mir doch zu!«, und Rose antwortete: »Ja, Mama«, so tonlos, dass es beinahe aufsässig wirkte.

Nach mehreren Haarnadelkurven folgte ein gerades Stück Straße, und Lucians Gedanken schweiften ab. Als sich das Gespräch seiner eigenen Familie zuwandte, spitzte er wieder die Ohren.

»Sie gehören zu den ältesten Familien im Land«, sagte Mrs Drummond-Ward. »Ich kannte Cecil schon als Kind.«

»Und was ist mit Mrs Ainsworth?« Eine unschuldige Frage, ohne Hintergedanken.

»Meine Güte, nein. Sie ist von ganz anderem Schlag.«

»Von anderem Schlag?«

»Sei nicht so begriffsstutzig, Rose. Du weißt genau, was ich meine.«

»Ich glaube nicht, Mama.«

»Sie ist die Art Frau, die es nicht seltsam findet, ein Hotel zu eröffnen.«
Sie senkte die Stimme. »Ihr Vater ist der Besitzer einer Lederfabrik. Und es stört ihn nicht, dass alle Welt das weiß!«



Den richtigen Trick für den Umgang mit ihrer Mutter hatte Rose vor Langem herausgefunden: Man durfte nicht anbeißen, wenn sie provozierte. Tat man es doch, erntete man Wut, bald gefolgt von Schmollen. Es war viel besser, gelassen und sanftmütig zu bleiben. Was nicht dasselbe war, wie passiv zu sein, nicht wenn man sich bewusst so gab. Aber es überraschte Rose, wie sehr sie die Bemerkungen ihrer Mutter immer noch trafen, obwohl sie über zwanzig und damit erwachsen war.

Bald – hoffentlich bald! – würde sie verheiratet sein. Warum also konnte sie über Mamas Kränkungen und Erniedrigungen nicht einfach hinweggehen?

Vorhin im Zug war es zu einer beispielhaften Situation gekommen. Bei der Einfahrt in den Bahnhof hatte Rose sich aus dem Fenster gelehnt, um den entzückenden kleinen Bahnsteig und das emsige Treiben besser betrachten zu können. Aber Mama hatte das sehr missbilligt. Sie hatte Rose ihren scheußlichen Sonnenschirm in die Seite gestoßen – ja, richtig gestoßen! »Komm vom Fenster weg, Rose! Du machst dir das Kleid schmutzig.«

Ihr war nichts anderes übrig geblieben, als zu gehorchen.

Hätte Rose doch nur allein nach Italien reisen können. Es wäre ganz wunderbar gewesen! Aber das kam natürlich gar nicht infrage. So etwas kam nie infrage. Eine junge Dame brauchte eine Anstandsdame. Und diese Anstandsdame ... musste Mama sein.

Aber warum? Mama verabscheute »das Ausland«, wie sie immer sagte. Ihr Enthusiasmus für diese Reise hatte früh nachgelassen, schon als sie ihre erste Station Rom erreichten.

Rose und sie hatten ein paar Tage in einer achtbaren Pension nahe der Spanischen Treppe verbracht. Rose war zum ersten Mal in Italien, und vor Aufregung ganz kribbelig, freute sie sich darauf, Spaghetti zu essen und ihr Italienisch auszuprobieren, das sie mühsam mit einem alten Grammatikbuch in ihrer Bibliothek gelernt hatte. Ihre Mutter war dagegen bei den wenigen Besichtigungstouren, zu denen sie Rose begleitete, noch unwirscher und unbeeindruckter als normalerweise. Mit der Zeit war Rose so frustriert, dass sie beschloss, ihrer Enttäuschung ausnahmsweise Ausdruck zu verleihen.

Natürlich nahm Mama sich nichts von den Klagen an, die Rose ihr nervös und scheu vortrug. »Du lässt dich zu leicht zu einem verklärten Blick verleiten. Als junges Mädchen habe ich eine Grand Tour unternommen, daher kenne ich Italien gut – vielleicht sogar zu gut. Vergiss nie, dass in diesem Land vor allem ungebildete Bauern leben.«

»Dante war Italiener«, wandte Rose ein. Was hoffentlich stimmte. Zumindest klang es, als würde es stimmen.

Mama lachte schroff. »Was weißt du schon von Dante? So oder so, es wird dir nicht helfen, einen passenden Ehemann zu finden.«

Rose fühlte sich, als würde sich ein schwerer Umhang um sie schlingen. Sie konnte sich nicht bewegen und nicht atmen. Sie sehnte sich danach, ihn abzustreifen und ... sie selbst zu sein. Wer auch immer »sie selbst« war. Vielleicht konnte und würde ihr das im Hotel Portofino gelingen.

Bald mussten sie dort sein. Während Mama zu ihrer Rechten über die Grauen von Sozialsiedlungen schwadronierte – »So etwas gibt es hier immerhin nicht, wie du siehst. In Italien sind die Armen arm und zufrieden damit« –, genoss Rose den ungewohnten Anblick der Dörfer auf ihrem Weg. Braun gebrannte Mädchen streckten die Köpfe aus den Fenstern der oberen Etagen, vor den Häusern saßen alte Damen und strickten, während zu ihren Füßen Kinder spielten. Alles war ungemein charmant. *Will man Italien begreifen, muss man die Menschen dort ebenso betrachten wie die Kunst.* Wo hatte sie das gelesen? Sie wusste es nicht mehr. Ihr Gedächtnis war furchtbar! Mama beschwerte sich ständig darüber.

Besonders faszinierend fand Rose den Hinterkopf des Kutschers. Schwarze Locken ringelten sich über seinen Nacken. Seine breiten Schultern waren nicht zu übersehen, die Muskeln zeichneten sich deutlich unter seinem kragenlosen weißen Hemd ab, das in der Mitte des Rückens schweißnass war.

Rose drängte ihn in Gedanken dazu, sich umzudrehen, aber natürlich tat er es nicht, er konnte es nicht. Er musste auf die Straße achten, die kaum eine Straße war, eher eine furchige, in den Hang geschlagene Spur.

Trotzdem, dachte sie. Trotzdem. Es wäre doch schön, sein Gesicht zu sehen.



Sie erreichten Portofino, als die größte Hitze des Tages schwand. Die Kutsche folgte dem gewundenen Weg voll Staub und lockerer Steinchen den Hügel hinauf.

Zur Linken wuchsen in einem Orangenhain *chinotti*, die bitteren kleinen Orangen, die dem Campari, einem von Lucians Lieblingsgetränken, seinen Geschmack verliehen.

Lucian hatte sie schon bei seiner ersten Reise nach Ligurien bestaunt, sie hatten seinen Eindruck untermauert, dass alles in diesem sonnendurchfluteten Italien das Gegenteil von Krieg bedeutete. In Frankreich hatte ihm ein anderer Offizier im schrecklichen Winter 1917 zwei zusammengefrorene Orangen gezeigt. »Sieh dir die Dinger an! Hart wie Cricketbälle!«

Hier gab es ganz sicher keine gefrorenen Orangen.

Nachdem das Genesungsheim Lucian entlassen und er sich so weit auskuriert hatte, dass er sich länger als zehn Minuten am Stück konzentrieren konnte, lieh er sich von seiner Mutter ihren uralten Baedeker-Reiseführer für Italien. Er liebte die Abbildungen und Landkarten darin, die gesalzenen, vernichtenden Kritiken von diesem Restaurant und jenem Hotel.

Er beschloss, irgendwann aufs Festland zu gehen und wie sein großes Vorbild David Bomberg zu malen. Denn das war er, ein Maler – da konnte sein Vater sich auf den Kopf stellen! Lucian würde sich keine Belehrungen gefallen lassen von einem Mann, der in seinem Leben noch keinen Tag richtig gearbeitet hatte.

All seine Freunde planten ihre Flucht aus einem England, das ihnen schäbig und geschwächt erschien. Die besten Autoren und Künstler hatten schon ihre Zelte abgebrochen, vor allem wenn sie im Krieg gekämpft hatten. Was sollte sie dort auch halten? Das beständige patriotische Gepolter mit dem Unterton völliger Ignoranz darüber, was tatsächlich auf den Schlachtfeldern Frankreichs und Belgiens geschehen war?

»England ist ein Land der Philister«, sagte Nish immer, »aber das ist den Menschen dort nicht klar. Dieses Land besitzt keinerlei kulturellen Einfluss. Deshalb ist das Empire auch dem Untergang geweiht.«

Guter alter Nish. Bei ihm wusste man immer, woran man war.

Jetzt hielt Lucian die Kutsche vor dem letzten abschüssigen Wegstück an, um den Pferden eine Pause zu gönnen und seinen Fahrgästen die Gelegenheit, den Ausblick zu bewundern: die hohen pastellfarbenen Häuser, die sich an die Bucht schmiegen, und die Boote, die sanft auf dem herrlichen azurblauen Wasser schaukelten. Er nahm an, das würde ihnen gefallen – dieser Anblick wäre für sie ebenso eindrucksvoll wie für ihn beim ersten Mal. Doch während es Rose hörbar den Atem verschlug, war Mrs Drummond-Ward nur verdutzt.

»Warum hat er angehalten?«, hörte Lucian sie fragen.

»Ich weiß nicht. Damit wir die Aussicht genießen können, vermute ich.«

»Aber ich will hier nicht stehen bleiben.« Sie tippte Lucian auf die Schulter. »Weiter, bitte.« An Rose gewandt: »Wie sagt man: ›Fahren Sie zum Hotel?‹«

»Ich versuche, mich zu erinnern.«

»Dann sag es. Sag es dem Fahrer.«

»*Vai in albergo?*« Rose hielt die Luft an ...

»*Certo*«, antwortete Lucian. Zum ersten Mal seit ihrer Abfahrt vom Bahnhof wandte er sich um und fing Rose' Blick auf. Als sie sich kurz

anlächelten, wurde ihm leicht ums Herz. Sie hat gemerkt, wer ich bin, dachte er. Oder zumindest vermutet sie es stark.

Lucian drehte sich grinsend nach vorn und trieb die Pferde weiter, den Hügel hinunter zum Hotel.

ZWEI

Billy lief eilig durch das Foyer und zerrte dabei an seiner Jacke, die glänzenden schwarzen Schuhe klackerten auf dem Marmorboden. »Wann kommen sie an, Mrs Ainsworth?«

Bella wartete an der Tür auf ihn. »Jeden Moment, Billy. Kommst du mit der Uniform nicht zurecht?« Sie senkte die Stimme, falls ihm die Frage peinlich war.

»Nur mit dem Kragen nicht.« Er zwängte einen Finger unter die gestärkte Baumwolle. »Ich bekomme es nicht hin, dass er richtig sitzt.«

»Warte, ich helfe dir.« Bella beugte sich vor und richtete seinen Kragen. Bei der Gelegenheit steckte sie auch seine Hemdzipfel in die Hose und rückte ihm die Krawatte zurecht. Seit er klein war, verspürte sie diesen seltsamen Drang, ihn zu bemuttern. Sie warf sich in Positur und sagte: »Vergiss nicht, Billy. Der erste Eindruck zählt.«

Er grinste breit. »Der erste Eindruck. Ja, Ma'am!«

Die Kutsche wurde vom Knirschen der Räder auf dem Kies angekündigt, dann hielt sie vor der mit Säulen eingefassten Tür. Billy eilte nach draußen, um Francesco mit dem Gepäck zu helfen. Bella hatte sich entschlossen, die Drummond-Wards an der Eingangstreppe statt hinter der Rezeption willkommen zu heißen. Sie sah, wie Julia ihr Portemonnaie öffnete und ein paar Münzen in Lucians Hand fallen ließ.

»Grazie«, sagte sie. »Für Ihre Hilfe.« Eine äußerst seltsame Geste, wie Bella fand. Sie nahm sich vor, Lucian bei erster Gelegenheit danach zu fragen.

Jetzt allerdings rief die Pflicht.

Sie trat vor. »Mrs Drummond-Ward. Rose. Willkommen!«

«Mrs Ainsworth?« Julia streckte ihr eine behandschuhte Hand entgegen, die Bella herzlich schüttelte.

»Bitte«, sagte sie, »nennen Sie mich Bella. Ich hoffe, ich darf Sie Julia nennen?«

Julia nickte knapp.

»Wie war Ihre Reise?«

»Lang«, antwortete Julia tonlos. »Und überaus ermüdend.«

»Nun, dann wollen wir unser Bestes geben, damit es sich gelohnt hat.« Sie deutete auf die Fassade der Villa, die im hellen Sonnenlicht strahlte. »Willkommen im Hotel Portofino!«

Im Gegensatz zu ihrer Mutter schien Rose von dem Gebäude hingerissen zu sein. Sie strahlte vor Freude, als sie den Kopf in den Nacken legte und ihre neue Umgebung betrachtete. »Wie durch und durch bezaubernd.«

Bella übernahm die Initiative und hakte sich bei Rose unter. »Ich hoffe, Lucian hat Ihnen auf dem Weg vom Bahnhof hierher einen ersten Überblick verschafft.«

»Lucian?«

»Ja.«

Julia schloss zu ihnen auf. »Unser Fahrer war Lucian?«

»Ja, sicher.«

»Aber ich dachte ... *Wir* dachten ...«

»Was?« Bella sah sich nach Lucian um in der Hoffnung, er könne ihr zur Rettung eilen. Aber er war nirgends zu sehen.



Im Wohnzimmer der Ascot Suite legte Melissa ihr Buch beiseite, um die Ankunft der Drummond-Wards vom Fenster aus zu beobachten. Sie boten einen reizenden Anblick, ganz elegant und prunkvoll. All die Gerüchte stimmten, das Mädchen war bildhübsch.

Melissa schwelgte in Spekulationen. Wie viele Kleider hatten die Drummond-Wards mitgebracht? Würden sie den ganzen Sommer über bleiben?

Aber dann rief ihre Großtante aus dem angrenzenden Schlafzimmer: »Melissa! Woher kommt dieser scheußliche Lärm?«

»Ich glaube, es sind neue Gäste gekommen.«

»Wirklich? Meine Güte. Ich wusste es, wir hätten eine Villa mieten sollen.«

Dieses Lamento gab sie nicht zum ersten Male von sich. Melissa ließ den Blick durch das geräumige, exquisit eingerichtete Zimmer schweifen. »Ich bezweifle sehr, dass es so komfortabel gewesen wäre«, sagte sie.

Lady Latchmere stand plötzlich in der Tür, als wäre sie durch eine versteckte Falltür erschienen. »Aber vielleicht mit ein wenig mehr Privatsphäre, oder?«

Welch eigenartige Frau sie war. Die – erst ganz leicht – grau melierten Haare trug sie hoch aufgetürmt, ihre eindrucksvolle Gestalt war in ein schwarzes Samtkleid mit Rüschenkragen gehüllt. Melissa hatte keine Ahnung, wie alt ihre Großtante war, und keine einfache Möglichkeit, es herauszufinden: Die Menschen, die es möglicherweise wussten, hätten auf eine solch unverfrorene Frage nicht gut reagiert. Sie fand es in jedem Falle bemerkenswert, dass Lady Latchmeres träges Gebaren so wenig zu ihrer offensichtlich robusten körperlichen Verfassung passte, genauso wenig wie ihre altmodische Kleidung, die offen gesagt in einen Kostümladen gehört hätte, zu ihrer glatten, faltenfreien Haut.

Allerdings bestand Melissas Aufgabe hier in Italien darin, Lady Latchmeres Marotten zu ertragen, nicht darin, sie zu hinterfragen. Sie setzte ein strahlendes Lächeln auf. »Wie fühlst du dich heute, Tante?«

»Ganz furchtbar!«

»Soll ich Bescheid sagen, dass du nicht am Dinner teilnimmst?«

»Wo denkst du hin, meine Liebe? Ich muss bei Kräften bleiben.« Lady Latchmere kam langsam näher und stützte sich dabei auf einen Stock, gegen den Melissa den Argwohn hegte, er könne bloße Requisite sein. »Also gut, sag es mir.« Sie spähte aus dem Fenster. »Welchen Eindruck hast du von dem Drummond-Ward-Mädchen?«

Melissa zuckte zusammen. Sie konnte es nicht ausstehen, wenn man sie derart in Verlegenheit brachte. »Ich weiß nicht, Tante.«

»Nun, heraus damit. Du wirst dir doch eine Meinung gebildet haben.«

»Über ihr Aussehen, ja.«